

Vergleichende Religionsgeschichte und unvergleichliches Christentum.

In den Schriften und Reden monistischer Naturforscher finden häufig zwei taktische Kunstgriffe Verwendung, der eine sprachlicher, der andere sachlicher Art. Der sprachliche besteht darin, daß man von der Tierwelt in Ausdrücken spricht, die sonst ausschließlich vom Menschen verwendet werden, und umgekehrt menschliche Zustände oder Einrichtungen in Worten schildert, die sonst der Beschreibung tierischer Eigenart vorbehalten waren. In Brehms „Tierleben“, in Bölsches Büchern findet man Beispiele in Menge. Der sachliche Kunstgriff besteht im ausschließlichen oder vortwappenden Hervorheben von Ähnlichkeiten, die flugs als Familienähnlichkeiten gedeutet werden, wofür man die treffende Formel geprägt hat: Aus Analogie wird Genealogie, aus der Ähnlichkeit Abstammung und Stammbaumgemeinschaft.

Genau das nämliche begegnet auf dem Gebiet der Religionsgeschichte und der Religionswissenschaft. Häufig wird schon durch die Redeweise das Heidentum christianisiert und das Christentum paganisiert. Dazu kommt, daß die Gegensätze übersehen, die Unterschiede verwischt, die Analogien, wirkliche und scheinhafte, hervorgehoben und aufgebauscht und flugs als Beweise für Entlehnung dargestellt werden, die immer von seiten des Christentums geschah. Schließlich besteht der Inhalt des Christentums reiflos aus jüdischen und heidnischen Bruchstücken, die zusammengelötet wurden; schließlich erscheint der Werdegang des Christentums als eine Reihe von Nachahmungen, Entlehnungen, Anpassungen. Das Zauberwort, das dabei unaufhörlich Verwendung findet und das diese Religionsmischung bezeichnen soll, heißt „Synkretismus“. Sagt man, das Christentum ist die schlechthin synkretistische Religion, so bedeutet das entweder: keine Religion habe so reichlich und erfolgreich von überallher Aneignungen vorgenommen wie das Christentum; oder: das Christentum sei überhaupt nichts als angeeignetes Fremdgut. Was lange Zeiten hindurch als sein Eigengut galt, sei Allerweltsgut zur Zeit seiner Entstehung gewesen; als seine eigenste Eigenart erscheine, daß es immerfort von überallher nahm, dadurch überall

Anknüpfungen gewann und so endlich als ein Inbegriff religiöser Weisheit erscheinen konnte und mußte.

Es ist geschichtliche Tatsache, daß ein religiöser Synkretismus in der römischen Kaiserzeit in der Luft lag, daß von Augustus an durch die folgenden drei Jahrhunderte die Religionen des Ostens — die ägyptische, syrische, kleinasiatische, persische u. a. — über alle Provinzen des Reiches sich verbreiteten, ihre Altäre, Tempel und Priesterhäuser bis in den fernsten Westen vordrangen, und zumal die glänzende Reicheshauptstadt selbst wie ein Pantheon wurde. Wie der einzelne die Riten und Bräuche vieler Religionen mitmachen, ja selbst Priesterämter in mehreren Religionen bekleiden konnte, so anerkannte auch der Staat immer mehr Religionen, duldete alle, wenn nur deren Bekenner zu allem übrigen auch der neuen Reichsreligion, dem Kaiserkult, sich soweit angeschlossen, daß sie sich nicht weigerten, gegebenenfalls den Kaisern nach Vorschrift zu opfern. Es war nicht die Toleranz, die alles zuläßt und nichts vorschreibt, sondern eine beschränkte Toleranz, die alles zuläßt, aber eines vorschreibt und im Weigerungsfall zum Zwange schreitet. Dieses Nebeneinander vieler Religionen, sowohl äußerlich und örtlich, in allen Provinzen, wie zumal innerlich und persönlich, in den einzelnen Menschen, macht den Eindruck der Religionsmengerei, des Synkretismus. Es wird weiter hervorgehoben, daß die Religionen selbst miteinander Fühlung suchten und ineinander überzugehen begannen, so daß man von einer sachlichen Mischung, einem eigentlichen Synkretismus reden kann. Inmitten dieser Bewegung, so heißt es, sei das Christentum in die Geschichte eingetreten und habe sich zu verbreiten begonnen; historischer Sinn werde nicht umhin können, zu vermuten, daß es von der religiösen Umwelt zum mindesten nicht unbeeinflusst bleiben konnte. Dazu komme, daß die erweiterte religionsgeschichtliche Kenntnis unserer Tage ungemein vieles, was frühere Zeiten als ausschließlich christliches Eigengut ansahen, auch in andern Religionen wiedergefunden habe, so daß der Ursprung des Christentums, sein Inhalt, seine Verbreitung ganz im großen Strom der religiösen Zeitbewegung aufgehe und von den nämlichen Quellen gespeist werde.

Diese Annahmen können dann wie folgt entwickelt werden: Es gab viele Gottmenschen, und Christus ist einer unter vielen; Sohn Gottes war u. a. ein stehender Ehrentitel ägyptischer Könige, der mit den so starken ägyptischen Einflüssen in weitere Kulturkreise sich ausdehnte; als Welterlöser wurde nicht Augustus bloß, wurden auch andere gepriesen. Die andern Gottmenschen, Gottesöhne, Welterlöser fielen der Vergessenheit anheim; Christus trug weltgeschichtlich den Sieg davon. Wanderprediger begegnen auf allen Straßen der antiken Welt, und die Apostel verschwinden in deren Gewimmel; die „stoische Diatribe“ war eine Mode, die Predigt, zumal die des Paulus, ist in diesem Zusammenhang zu würdigen. Seine Briefe geraten von Gruppe zu Gruppe tiefer in den Bannkreis gnostischer Ideen. Seine Jugendverzeichnisse und Osterkataloge sind nach Vorlagen gearbeitet. Das griechische Vereinsleben gibt den urchristlichen Gemeinden die soziale Formung; die Sakramente sind nur aus den heid-

nischen Mysterien zu verstehen, die heidnischen Kultmahle Vorbild der Eucharistie; nicht bloß die Taufe, manche andere christliche Riten haben Seitenstücke und Parallelen in heidnischen Kulte, zumal dem des Mithra usw. In derartigen Darlegungen nimmt die Theorie des Synkretismus eine wissenschaftliche Eintretung des Christentums durch die Religionen der damaligen Umwelt vor, um es mit diesen zu durchdringen und es restlos in ihnen aufgehen zu lassen. Dabei bietet aber im einzelnen die synkretistische Theorie der vergleichenden Religionsgeschichte das Bild einer babylonischen Verwirrung. A. v. Harnack hat eine Probe davon gegeben, die er eine „höchst unerfreuliche Musterkarte“ nennt¹. Sie bezieht sich auf den Artikel des apostolischen Symbols: geboren aus Maria der Jungfrau. Danach haben diese Lehre abgeleitet Seidel und van Eysinga aus buddhistischen Vorlagen, Gardner und Bouffet aus ägyptischen, Gunkel und Cheyne aus babylonischen, Pfeiderer aus phrygischen, Schmiedel aus persischen, Dieterich aus der Mithrareligion, Usener aus der griechischen Mythologie, Butler aus den eleusinischen Mysterien, Abbot aus Philo, Soltau aus Erzählungen über die Geburt Platons und die des Augustus. Ganz ähnlich ist die Musterkarte religionsgeschichtlicher Erklärungen des Glaubensartikels: gekreuzigt, gestorben und begraben . . . am dritten Tag von den Toten auferstanden. Ihn nebst der ihm zugrunde liegenden Leidensgeschichte der Evangelien halten für eine Umdichtung der Mythologien von sterbenden und auferstehenden Göttern Cheyne, speziell des Attis- und Osiriskreises Pfeiderer; babylonische Motive im allgemeinen und speziell die Mardukmythen finden Zimmern und Jensen nachgeahmt, Butler dagegen auch hier die eleusinischen Mysterien, während A. Meyer an persische Einflüsse, Zevons an einen nicht näher bezeichneten Getreide- und Weingott denkt; andere verweisen auf Riten, die bei Menschenopfern üblich gewesen sein sollen, oder auf „Mysterien“, im Sinne sei es von Initiationsriten (Simpson) oder von dramatischen Aufführungen (Robertson). Frazer wollte die babylonischen Sajakn als Vorbild ansehen, Reinach und andere eine der „üblischen“ Verbrecherezekutionen, in denen der Übeltäter als König verhöhnt wurde. Karabas habe man ihn in Alexandrien genannt, man müsse aber Barrabas lesen. Jesus sei als ein solcher Barrabas getötet worden, was die Evangelisten nicht mehr verstanden und wie sie konnten umgedichtet hätten.

* * *

Es scheint uns durchaus nicht notwendige Vorbestimmung, daß die vergleichende Religionsgeschichte in einen solchen Irrgarten gerate. Vielmehr dünkt uns, daß sie bei richtiger Führung zu dem Ergebnis kommt, das man mit den zwei Worten kennzeichnen kann: unvergleichliches Christentum.

Bei richtiger, wissenschaftlich richtiger Führung, sagen wir. Gewiß hat die philologisch-kritische Behandlung der Texte auch hier große Aufgaben und volle Berechtigung. Da aber der Herr weder Volapük, noch Esperanto, noch eine

¹ Lehrbuch der Dogmengeschichte⁴, I (1909) 113 Anm.

andere nie gehörte, frei erfundene Sprache redete, noch Paulus in solcher Sprache seine Briefe schrieb, werden sozusagen alle Worte des Neuen Testaments in der Sprache der Zeit gebraucht worden sein und einen Sinn gehabt haben, spezifisch religiöse Worte auch einen religiösen Sinn. Vollständige Nachweise dafür, wo diese Ausdrücke außerhalb des Neuen Testaments vorkommen, haben hohen Wert und können nicht umsichtig genug vorgenommen werden. Indes beschränkt sich die vergleichende Religionsgeschichte nicht auf lexikographische Arbeiten und ist selbst dann noch immer in den Vorhöfen, wenn sie den Bedeutungswandel einzelner wichtiger Worte festgestellt hätte. Sie will Religionen miteinander vergleichen, Ganzes mit Ganzem, System mit System. Sie will weiterhin nicht bloß einen Lehrbegriff mit dem andern vergleichen, einen Kult mit dem andern, die sittlichen Anschauungen und Lebensführungen miteinander, sondern auch untersuchen, inwiefern diese Grundelemente der Religion, Dogma, Kultus und Ethos, mehr oder weniger eine geschlossene Einheit bilden und so eine einzelne Religion darstellen. Will die vergleichende Religionsgeschichte das Christentum nehmen und würdigen, wie es von Anfang an war und wie es in seinen Urschriften vor uns steht, so muß sie es als ein zusammenhängendes, geschlossenes Ganzes auffassen und betrachten; als ein Ganzes, das aus Taten und Ideen, aus geschichtlichen Vorgängen und religiösen Offenbarungen besteht, Dogma, Kultus und Ethos als geschlossene Einheit darbietet. In diesem Gewebe hat jeder religiöse Ausdruck seinen Platz und bekommt seinen spezifisch christlichen Sinn durch den Zusammenhang mit dem Ganzen.

Eine weitere Erwägung verdient in gleichem als Leitgedanke religionsgeschichtlicher Forschung angesehen zu werden. Sage ich, das Christentum sei die übernatürliche Religion, das Heidentum dagegen trage vielfach widernatürliche Züge, so liegt im Gegensatz zugleich ein Hinweis auf den gemeinsamen Berührungspunkt, die natürliche Religion. Die Natur des Menschen hat eine religiöse Veranlagung, und was diesem Stamm entwüchse, wäre natürliche Religion. Zumal auf dem Gebiet des Kultus, der Riten gibt es Worte und Handlungen, Formen und Gebärden, die durchaus naturgemäß, der religiösen Anlage entsprechend erscheinen. Analogien hierin beweisen also durchaus nicht Entlehnungen, und selbst wenn solche positiv bezeugt und bewiesen wären, was sie nicht sind, so lägen noch lange nicht Entlehnungen aus dem Heidentum als solchem darin, sondern — wenn anders es sich um naturgemäße Äußerungen des Religiontriebes handelte — Übernahme von naturgemäßen, religiösen Erscheinungen und Betätigungen in christliche Übung und christlichen Brauch. Solche Übernahme kann sowohl selbständig geschehen wie von außen angeregt sein.

* * *

Der heidnische Synkretismus der römischen Kaiserzeit war zunächst ein persönlicher Synkretismus; jeder einzelne konnte nebeneinander so viel Religionen haben, als ihm beliebte. Der Sarkophag des Vettius Agorius Prätectatus im Kapitolinischen Museum trägt die Grabchrift dieses vor-

nehmen Römers der Spätzeit. Er hatte die ersten Reichsämter bekleidet, unter anderem die Stadtpräfektur und die Prätorialpräfekturen Italiens und Aegyptens. Noch vor den staatlichen werden seine religiösen Würden aufgezählt. Altrömische, wie das Augurat und Quindecimvirat, das Oberpriestertum der Vesta verstehen sich bei einem so hohen Herrn von selbst. Aber er ist auch Oberpriester der Sonne gewesen, „Vater der Väter“, Hierophant und Neokor, hatte die eleusinischen Weihen empfangen und die Stierbluttaufe, das Taurobolium u. a. m. Seine Gattin war nicht zurückgeblieben. Auch sie wird auf der Inschrift „Tauraboliata“ und „Hierophantia“ genannt; in Argina der Hekate geweiht, besaß sie zudem auch die eleusinische Weihe¹. In den exklusivsten und konservativsten Kreisen der römischen Gesellschaft hatten seit langem Isis und Sarapis aus Ägypten, die kleinasiatische Kybele und ihre Stierbluttaufe, der Sonnengott Mithras, die Eleusinen Griechenlands Verehrer und Bekenner. Aber ebenso wohl die karthagische Virgo caelestis, die phönizische Astarte, der persische Mithra. Diese und andere Gottheiten waren zudem über alle Provinzen verbreitet, so daß man neben dem persönlichen Synkretismus auch von einem örtlichen sprechen kann. Besonders beachtenswert ist indes der philosophische Synkretismus, der das kunterbunte Vielerlei im Licht einer höheren Einheit zu sehen bestrebt war.

Der philosophische Synkretismus weist eine vierfache Eigentümlichkeit auf: er strebt aus der Enge in die Weite, aus der Tiefe zur Höhe, er will die Vielfältigkeit vereinheitlichen und aus der Seelenleere zur inneren, mythischen Vereinigung mit der Gottheit gelangen.

Einst waren die Götter nationale Götter, ihre Heiligthümer nur innerhalb der Landesgrenzen zu finden, und jedem fiel die Religion mit der Zugehörigkeit zu seinem Volke zu. Der weltbürgerliche Zug schon des Hellenismus, mehr noch die mediterrane Kultureinheit der Kaiserzeit gab auch den nationalen Göttern ein überweltliches Wesen; ihre Altäre wanderten in weite Fernen, ihre Tempel standen auch Angehörigen anderer Völker offen. Das ist der Zug aus der Enge in die Weite.

Aus den Niederungen phantastischer Vorstellungen, wie die Mythologie lehrte, aus den Tiefen des Sinnenrausches, den die meisten Mysterien erregten, strebte man zu geistigen Höhen empor und trachtete das Göttliche, dem allzu Erdbastes anhaftete, zu vergeistigen. So fand beispielsweise im 3. Jahrhundert eine Verbindung des Cäarenkultes mit der Sonnenverehrung statt. Der Kaiser war im Staat und auf Erden, was die Sonne in der Welt der Himmelskörper; der Kaiser Stellvertreter der Sonne auf Erden, die Sonne ein

¹ Corpus inscr. lat. 6, 1779—1780.

Bild des Kaisers am Himmel, der Kaiser Sonnenkönig, die Sonne Himmelskaiser. Der Sonnenkult erhielt eine Art theologisch-wissenschaftlicher Begründung in der astralen Theologie, wie die Astrologie überhaupt im vollsten Gegensatz zur Mythologie die Gottheiten wissenschaftlich zu erfassen suchte. Aus dem Spiel mythologischer Dichtung und dem orgiastischen Spul sinnlichen Taumels strebte man empor in den höheren Bereich vernünftiger Gottesverehrung, aus der Tiefe zur Höhe.

In das Wirrsal der Vielgötterei kam Einheit durch die Göttergleichungen, die Götterdeutungen und die Götterordnungen.

Die Göttergleichungen zeigten in den nationalen Göttern nur verschiedene Bezeichnungen für die nämlichen übernationalen Überwesen. So führte man die zahlreichen Götternamen verschiedener Sprachen und Völker auf eine allgemeine Götterliste zurück, die überall gleiche Geltung hatte.

Die Götterdeutungen wollten in den verschiedenen Gottheiten Naturkräfte sehen, Rundgebungen der allumfassenden, sich ewig verjüngenden Natur. So begann hinter und über der Vielgötterei ein Allumfassendes und Unendliches hindurchzuschimmern: das Weltall als Urgott und dann zugleich als der Allerhöchste, Hypsistos.

Die Götterordnung gliederte die Vielen in Gruppen unter dem Einem, der alle überragte. In einer siebenbürgischen Inschrift¹ heißt er beispielsweise: „Juppiter, der Höchste, Allesüberragende, der Lenker der himmlischen und irdischen Dinge, der Schiedsrichter in Schicksalsfragen.“ So kam man zum Henotheismus, wie man im Gegensatz zum Monotheismus diesen Glauben an ein höchstes Wesen benannt hat. Der Monotheismus sagt: es ist ein Gott und außer ihm ist keiner. Der Henotheismus sagt: es ist ein höchster Gott und unter ihm sind viele. Für diesen philosophischen Synkretismus sind die Worte ungemein kennzeichnend, die der Dichter Apuleius die Göttin Isis sprechen läßt: Hier bin ich, die Mutter aller Natur, die Herrin der Elemente, der Ursprung der Welt, der Inbegriff der Gottheit, die Königin der Manen, Erste der Himmlischen, das Urbild aller Götter und Göttinnen. Ich herrsche über des Himmels lichte Höhen, des Meeres heilsame Wasser, des Hades tränenvolle Stille. Mich, die eine, verehrt die ganze Welt in vielerlei Gestalt, in mannigfachem Dienst, unter zahllosen Namen. Dem Urvolk der Phryger bin ich die Göttermutter von Pessinus, den Bewohnern von Attila die ketropische Minerva, dem seefahrenden Ägypter die Venus von Paphos, dem pfeilbewehrten Kreter Diana Diktynna, dem dreisprachigen Sizilier die sygische Prosperina, den Eleusiniern die alte Göttin Ceres. Andern bin ich Juno oder Bellona oder Hekate oder Rhannusia. Die Äthiopier aber, die der Sonnengott, eben geboren, mit seinen ersten Strahlen beglänzt, die Arier² und die an Vorzeitweisheit reichen Ägypter,

¹ Corpus inscr. lat. 3, 1090.

² Ari, Bewohner von Apta; vgl. Thesaurus lat. 2 (1906) 560⁷⁴.

die mit eigenen Bräuchen mir Verehrung zollen, nennen mich mit meinem wahren Namen, die Königin Isis¹.

Die Göttergleichungen führten zur Erkenntnis, daß eine Reihe gleicher Gottheiten bei allen Völkern verehrt wurde, um so leichter konnte man sie im Kult verknüpfen. So verbanden Weihinschriften des 2. Jahrhunderts, die aus einer Reiterkaserne stammen, gallische, römische, germanische Gottheiten; dafür gibt es indes Hunderte von Beispielen.

Die Götterdeutungen führten zum Pantheismus: das Weltall, das Allsein als Urgott. Die Götterordnungen führten zum Henotheismus: der Urgott wurde der Allerhöchste, unter den sich alles fügen mußte. Aber sein pantheistischer Ursprung blieb an ihm haften. Der Beisatz „Allgott“ (pantheus), der bald dem einen bald dem andern, gelegentlich auch der Glücksgöttin Fortuna, gegeben wird, erinnert daran. Und so zog die Erdenschwere den Henotheismus zum Pantheismus zurück, der nun wieder seinerseits sich als Polytheismus darzustellen nicht umhin konnte.

Und dennoch nimmt es sich aus, als wäre der heidnische Synkretismus von einer Sehnsucht getragen, die, ohne es zu wissen und zu wollen, wie nachtwandelnd, dem Christentum entgegenschritte, die Arme ausbreitend im Verlangen nach dem unbekannten Gott. Es nimmt sich aus, als gehe der Zug aus der Enge in die Weite, aus der Tiefe zur Höhe, aus der Vielheit zur Einheit dem Christentum entgegen, das in der Tat solchem Streben entgegenkam.

* * *

Es kam ihm entgegen, weil es auf dem entgegengesetzten Weg in die Geschichte eintrat. Es kam aus der Weite und Höhe des unendlichen Gottes, des Schöpfers Himmels und der Erde, wie senkrecht herab in die Enge und Tiefe des Erdenlebens. Es verkörperte die unendliche Höhe Gottes im Gottmenschen, dem Einen und Einzigen, verkörperte die unendliche Weite Gottes im Welterlöser, dem alle gehören und der allen gehört; in dem Einen und Einzigen hat alles seinen Ursprung, und alles geht von ihm aus, und alles kehrt zu ihm zurück. Der hl. Paulus sah auf den heidnischen Synkretismus der Umwelt und wandte den Blick wieder zurück auf den Einen und Einzigen: „Mag es auch sog. Götter geben, sei es im Himmel, sei es auf Erden — und in der Tat gibt es der Götter viele und der Herren viele —, so gibt es doch für uns nur einen Gott, den Vater, den Schöpfer aller Dinge, der unser Ziel ist, und einen Herrn Jesus Christus, durch den alles und wir durch ihn“ (1 Kor. 8, 5 f.).

Was aber so aus der Weite und von der Höhe des Himmels herabkam, wendete sich nicht der Phantasie und nicht den Sinnen, sondern

¹ Lucii Apulei Metamorphoseon libri XI. Rec. J. van der Vliet (Leipzig 1897, Teubner) 11, 5 S. 255.

den Seelen zu, die „neue Schöpfung“ in den Seelen zu verankern, das Glaubenslicht dem Verstand, die Gnadenkraft dem Willen zu geben. Durch die Seele der Menschheit wollte es seinen geschichtlichen Weg nehmen und nahm diesen Weg. Und wo immer es offene Seelentore fand und findet, gewährt es die höchste Gottgemeinschaft, gewährt und verbürgt sie. So stellt sich das Christentum nach seinen Urschriften dar. Und aus diesen ist doch wohl abzunehmen, was es von Anfang an sein wollte und war.

* * *

Scharf hebt das Christentum von allen andern Religionen sich ab und ist hoch über sie erhaben schon durch den geschichtlichen Vorgang seiner Stiftung und die geschichtliche Persönlichkeit seines Stifters.

Nie und nirgends finden wir eine Religion, deren Stifter in so hellem geschichtlichen Licht steht. Kein Religionsstifter außer Christus hat vier Biographen gefunden, vier Biographen zudem, die ihm zeitlich und persönlich so nahestanden, deren Schriften so sehr die Eigenart schlichter Berichterstattung trügen und zudem so sicher überliefert, so treu gehütet worden wären. Mit der Zahl der Biographen wächst die Möglichkeit der gegenseitigen Kontrolle, die Gefahr, daß die Einheitlichkeit des Bildes schwankend werde. Keine Schriften welcher Art immer sind einer solchen kritischen Feuerprobe unterzogen worden wie die Evangelien, und keine Mehrzahl von Biographen gab je ein einheitlicheres Gesamtbild, als es das ist, das Matthäus, Markus, Lukas und Johannes zeichneten. Keine Religion wurde unmittelbar nach ihrer Begründung durch gleichzeitige Schriften dargestellt in ihrem Gesamthalt an Ideen und Idealen, an sittlichen und sozialen Kräften entfaltet und durchleuchtet wie das Christentum Christi in den Briefen des hl. Paulus.

Nie und nirgends finden wir eine Religion, deren Stifter den Stifterbegriff in so vollkommener Weise ausprägt und darstellt. In dem Maße ist der Religionsstifter Stifter, als alles von ihm ausgeht und auf ihn zurückgeführt wird, insonderheit die Gotteslehre, der Gottesdienst, das religiös-sittliche Leben, Dogma also, Kultus und Ethos, die Grundelemente der Religion; in dem Maß ferner erfüllt er den Stifterbegriff, als er selbst im Fortgang seines Werkes maßgebend bleibt. Dies alles eignet aber Christus in bezug auf das Christentum und dem Christentum in Beziehung auf Christus nicht bloß in höherem Maß als andern Religionen, sondern in einer so vollkommenen Weise, daß sie nicht übertroffen werden zu können scheint, und zwar erhellt das wiederum aus den Urschriften des Christentums, dem Neuen Testament.

Wie lose ist der Zusammenhang zwischen den Götterlehren des Heidentums und dem Götterkult! Es sind ja gerade nur die Götternamen gemeinsam. Die Mythen enthalten nicht die logische Voraussetzung des Kultes, die Vernunft vermag keinen wirklichen Zusammenhang zu sehen. Vollends die Sittenlehre, die wurde überhaupt weder aus den Mythen abgeleitet, noch hat sie im Kult eine Grundlage oder Zielsetzung. Die Sittenlehre lag gewissermaßen außerhalb der

Religion. Lediglich die Philosophie bemühte sich um sie: in verhängnisvoller Weise die epikureische, mit großem Ernst die stoische. In späteren Zeiten versuchten es die neupythagoräische und neuplatonische Philosophie, eine Einheit zwischen theologischer Lehre einerseits, anderseits kultischem und ethischem Gottesdienst herzustellen. Diese Weisheiten waren indes nur für Erlesene, für Eingeweihte. Die Forderung, die an jede Weltanschauung zu stellen ist, daß sie für alle gleiche Geltung habe und allen gleich zugänglich sei, erfüllten sie nicht bloß nicht, sondern sie schlossen deren Erfüllung geradezu aus.

Aus den Evangelien und den Briefen des hl. Paulus nimmt man aber ab, daß die Gotteslehre, der kultische Gottesdienst und der ethische Gottesdienst des Christentums von der geschlossensten und machtgewaltigsten Einheit, der persönlichen Einheit, ihren Ausgang nehmen. Sie sind eins in Christus und durch Christus. Er ist Bringer und Bürge der Lehre, zugleich Gegenstand und Beweggrund des Glaubens; Urheber ferner und Gegenstand des Kultus; Vorbild endlich und Antrieb und Endziel des sittlichen Lebens. Daher sind im Christentum Dogma, Kultus und Ethos eine unauflöslige Einheit.

Der Kürze wegen könnte man sie als eine logische, eine psychologische, eine dynamische Einheit bezeichnen.

Eine logische Einheit, weil aus der Gotteslehre sowohl der Gottesdienst abgeleitet wird wie das sittliche Leben; eine psychologische Einheit, weil sie in gleichem und durch eines und einen wie den Verstand, so den Willen, wie die Phantasie, so auch die Sinne mit religiösen Ideen und Idealen durchwalten; eine dynamische, weil „der Glaube durch die Liebe wirksam ist“ und die Liebe den Glauben zu festigen vermag.

Auch das ist hier noch zu würdigen, daß nie und nirgends ein Religionsstifter im Fortgang seines Werkes nicht bloß eine so überragende Stellung erlangte wie Christus im Christentum, sondern daß aller Fortgang seines Werkes nirgends so als ein gegenwärtiges Fortwirken seiner Persönlichkeit erscheint, und er mit seiner Gemeinde eins wäre wie Christus — immer nach dem hl. Paulus — eins ist mit der Kirche.

*

*

*

Das Evangelium selbst, die frohe Botschaft von Christus, steht durch die Arbeit seines Eintritts in die Geschichte, wie sie aus den Urchriften abgenommen wird, in schroffstem Gegensatz zum synkretistischen Heidentum, einem Gegensatz, so schroff wie der zwischen entgegengesetzten Richtungen, von unten nach oben einer-, anderseits von oben nach unten. Man kann sagen, wie oben bemerkt wurde, im synkretistischen Heidentum seien Züge wie von ahnungsvoller Sehnsucht, die sich zum Unendlichen emporheben möchte, doch aber wirkungslos zu bleiben verurteilt schien, daß das Christentum dieser Sehnsucht entgegenkam, ihr übernatürliche Erfüllung zu bringen. Diese Auffassung schließt aber den Unterschied, ja den Gegen-

satz des Ursprungs, der Herkunft nicht aus, sondern ein. Am Himmel der heidnischen Mythenwelt sehen wir Projektionsbilder menschlicher Phantasie. Der christliche Himmel, der sich öffnet, ist bei Gott, dem unendlichen Geist, bei dem einen, außer- und überweltlichen Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde, dem Richter der Lebenden und der Toten. Auf ihn, den himmlischen Vater, weist die Verkündigung Jesu wie die Predigt der Apostel, nicht bloß vor den Juden, sondern auch vor den Heiden, dort auf die Offenbarung des Alten Bundes sich berufend, hier auf die Stimme der Vernunft und des Gewissens. In ihm, dem Gott des monotheistischen Bekenntnisses, ist die neue Offenbarung verwurzelt und die Erlösung, ja vorab die Menschwerdung selbst.

Als Initiative Gottes, als Tat Gottes tritt das Christentum in die Geschichte ein, als Tat eben des Gott-Schöpfers, der sich bis dahin durch die Schöpfung dem Menschengesist kundgegeben hatte, wie durch die alttestamentliche Offenbarung. Durch dieses Kernwesen des Christentums als einer freien Tat unendlichen Liebens, das sich der Menschheit erbarmt, hebt das Christentum sich himmelhoch über allen heidnischen Synkretismus der Umwelt empor und hebt sich gegensätzlich davon ab.

Vom wahren „Hypsiſtos“, dem Allerhöchsten und Alleinzigen, geht es aus als dessen eigenste Tat. Seine eigenste Tat ist, daß Christus „herabstieg“, „gekommen“, „gesendet“ und immer wieder „gesendet“ ist vom himmlischen Vater, wie Christus selbst immer sagt. Nie und nirgends gab es einen Gottmenschen solcher Art und in diesem Sinn. Nie und nirgends einen Weltheiland, der die Weltſünde hinwegnimmt, einen Weltlörser, der die eine weltlörsende Tat vollbrachte, nie und nirgends einen, der mit Alledem sich an die Seele wendet, näherhin und zunächst an die Vernunft, um den Anschluß, um das Jawort der Seele werbend, das er selbst den Glauben nennt: „glaubet der frohen Botſchaft“. Von der Vernunft wendet er sich, um von Seelen Besitz zu ergreifen, an den Willen: „komm und folge mir nach“. Eine neue Schöpfung nimmt der Gott-Schöpfer des Weltalls vor in demjenigen, der der Weg ist, der neue Weg zu Gott, die Wahrheit und das Leben, die neue Wahrheit aus Gott und über Gott, das neue Leben für Gott und in Gott durch Christus unsern Herrn. Das alles konnten heidnische Zeitgenossen in den Urſchriften des Christentums, zumal den Briefen des hl. Paulus, lesen.

* *

Diese Tat Gottes, die Menschwerdung, ist nun ferner der beherrschende Zeitgedanke wie im Aufbau des Heilsplans, so in der Abfolge der Heilsgeschichte. Im Aufbau des Heilsplans ist der Gottmensch vorbildliche Ursache und demnach die Ursache der idealen Ordnung des Heilsplans; in der Abfolge der Heilsgeschichte zielsetzende Ursache und

demnach die Ursache der teleologischen Ordnung der Heilsgeschichte. Ist es aber Eigenart der Weisheit, alle Vielheit aus Einem, dem Vorbild, zu begreifen und alle Vielheit zu Einem, dem Endziel, zu ordnen, so kann es keine größere Weisheit geben als die, die sich im Heilsplan und der Heilsgeschichte kundgibt. Ist es Wahrzeichen der Schönheit, daß ihr Ziel und Zweck strahlende Rundgebung des idealen Vorbildes ist, begreift man die wunderbare Schönheit des Heilsplans und der Heilsgeschichte, die Schönheit des unvergleichlichen Christentums. Ihm eignet eine Höhenlage, über die hinaus nichts liegt als der Unendliche und sein Himmel, Gott und sein ewig vollendetes Reich.

* * *

Betrachtet man den Aufbau des Heilsplans und die Abfolge der Heilsgeschichte zumal in den Briefen des hl. Paulus, so gewahrt man weitere Wahrzeichen unendlicher Weisheit: unbegrenzte Spannweite, verbunden mit blüdigster Geschlossenheit; unbedingte Unveränderlichkeit im Wesensbestand, verbunden mit unerschöpflicher Anpassungsfähigkeit, aktive Anpassungsfähigkeit, wie an die wechselnden Bedürfnisse der Zeiten und Völker, so an alles irgendwie Wahre und Gute, Edle und Schöne, Nützliche und Erfreuliche, das vor dem Christentum da war oder neben ihm in die Erscheinung tritt.

Die Spannweite des Heilsplans ist eine geistige, ideale, die der Heilsgeschichte eine reale, historische. Die katholische Spannweite des Heilsplans ist schon unbegrenzt genug, sie umfaßt Räume und Zeiten, Nationen mitsamt der Abfolge ihrer Geschlechter. Die Spannweite des Heilsplans umfaßt aber zudem Stoff und Geist, Leib und Seele, Diesseits und Jenseits, Natur und Übernatur. In der Übernatur kommt sie erst recht zur Geltung. Sie umfaßt da sowohl die Menschwerdung Gottes wie die Vergöttlichung des Menschen, göttliches Tun und menschliche Mitwirkung wie auch menschliches Tun und göttliche Mitwirkung; das menschliche Tun in seinen zwei Grundformen: dem individuellen und korporativen, das individuelle in allen seinen geistigen Lebensäußerungen, des Verstandes und des Willens, der Pflicht und des Glücks. Sie umfaßt und erschöpft höchste Möglichkeiten, die alles natürliche Ahnen übersteigen. Sie ist die alles umfängende, göttliche Synthese. An die These der Schöpfung, an die Antithese des Sündenfalls schließt sie sich an als übernatürliche und vollendete Synthese. Weil die Spannweite des Heilsplans nicht bloß umfaßt, sondern synthetisch zusammenfaßt, ist sie verbunden mit geschlossenster Einheit. In der „neuen Schöpfung“ ist Christus nicht bloß der Grund der welterlösenden Spannweite des Heilsplans, sondern auch der Grund der geschlossenen Einheit, als Anfang, Mitte und Ende des Heilsplans, als dessen Wurzel und dessen Bekrönung; Vorbild, Bewirker und Endziel, durchwaltet und beherrscht er ihn völlig.

Ein gleiches gilt von der Abfolge der Heilsgeschichte. Ihre Spannweite ist übergeschichtlich; sie reicht aus der Ewigkeit vor dem Zeitanfang in die Ewigkeit

nach dem Zeitenende. Nach dem Fortgang der Heilsgeschichte gliedert sich die Zeitenfolge; sie öffnet zudem den Ausblick auf den Abschluß der Weltzeit, enthüllt den Vorgang des Endes aller Menschheitsgeschichte.

In den Tiefen des dreieinigen Lebens hebt sie an: „Das Wort war bei Gott“. Mit den Verheißungen tritt sie in die Geschichte ein. In diesen Morgenröten wächst das Bild des Kommenden von Klarheit zu Klarheit. Sein Wandel auf Erden ist der eigentliche Hochgipfel der Heilsgeschichte. Die Erhöhung des Verklärten ist über uns der offene Himmel, sein mystisches Fortleben das soziale in der Kirche, das individuelle in jeder Seele der offene Himmel in uns. Sein Wiederkommen ist der Abschluß der Weltzeit und der Heilsgeschichte, der Beginn ewiger Vollendung.

Um im Durchblick durch die Heilsgeschichte deren vollkommene Einheit zu würdigen, müssen wir die Abschnitte ihrer Abfolge mit Stichworten bezeichnen: vom präexistierenden Christus zum verheißenen, vom verheißenen zum historischen, vom historischen Jesus Christus zum erhöhten über uns, zum mystischen in uns; in uns durch die Gnadengegenwart, die eucharistische Gegenwart, die kirchliche Gegenwärtigkeit; von da endlich zum eschatologischen, der da wiederkehrt zum Endgericht. Das ist unvergleichlich als Synthese, als ideale und teleologische Ordnung, unvergleichlich an Spannweite und Stileinheit.

Ist Spannweite verbunden mit Geschlossenheit ein Erweis vorab von Weisheit, so ist Unveränderlichkeit ein Erweis von Kraft, von Geistesmacht, die sich behauptet, Anpassungsfähigkeit ein Erweis von Kraft, die sich in allen Lagen durchsetzt.

Als eine Rundgebung Gottes will das Evangelium angesehen sein. Ginge etwas von dieser Rundgebung verloren, würde etwas daran geändert, so vermöchte keine menschliche Weisheit, und wäre sie die höchste, den Schaden wieder gutzumachen. Sie in ihrem Wesensbestand unverändert zu bewahren und zu überliefern ist die Lebensfrage des Christentums. Unendlich beweglich und beständig um neue Gestaltungen bemüht ist das menschliche Geistesleben. Indem jene Rundgebung Gottes in das Geistesleben der Menschheit eingeht, scheint sie allen Winden wechselnder Meinungen, allen Stürmen leidenschaftlicher Parteinahme, zu denen jeder Windhauch anschwellen kann, preisgegeben zu sein. Es sind indes nicht beliebige Wanderprediger, denen das Evangelium anvertraut ist. Sie berufen sich auf eine amtliche Sendung durch Christus; ihr Amt hat sonach göttlichen Untergrund, es besitzt darin die Bürgschaft für treue Überlieferung, es erhebt deshalb den Anspruch, im Widerstreit der Meinungen Entscheidungen zu fällen, das Evangelium unverändert zu bewahren.

Von seiner uner schöp flichen Anpassungsfähigkeit gab das Christentum die erste Probe schon, als es, die Schranken des Judenlandes und Judenvolks überschreitend, in der Heidenwelt, in den Seelen heidnischer Menschen Anknüpfungspunkte suchte und fand, sich als Weltreligion schon im apostolischen Zeitalter durchsetzte.

Wenn das Christentum zudem von Anfang an¹ und in immer steigendem Maße alles Wahre und Gute, alles Edle und Schöne, alles Vernünftige, Ge-

¹ „Im übrigen, Brüder, was immer wahr und ehrwürdig und gerecht und rein und anmutig in Tat oder Wort ist, was irgend für tüchtig oder löblich gilt, darauf richtet euren Sinn“ (Phil. 4, 8).

rechte, Zweckmäßige nicht bloß wohlwollend aufnahm, sondern je nach Bedarf sich geradezu aneignete, so trat darin durchaus keine Nebenströmung im Christentum zutage, noch war es eine Konzession, bestimmt, starre Unveränderlichkeit zu mildern. Es lag das vielmehr ebenso in seinem Wesen wie die Unveränderlichkeit. Ebenso wie es eine unmittelbare Rundgebung göttlicher Weisheit zu sein beansprucht, steht es in allem Wahren, Guten, Edlen, Schönen, Vernünftigen, Gerechten, Zweckmäßigen mittelbare Rundgebungen göttlicher Weisheit. Natürliche und übernatürliche Vollkommenheiten sind von Haus aus durch vorbestimmten Einklang verbunden; mit der ganzen Weite des Kulturlebens, mit Wissenschaft und Kunst, mit Recht und Sitte, mit geistiger und körperlicher Arbeit, mit Familie und Staat, mit dem Genossenschaftswesen und jeglicher Förderung von Volkswohlfahrt steht die Ausbreitung des Reiches Christi im Verhältnis der Interessengemeinschaft und der Solidarität. Daher seine unerschöpfliche Anpassungsfähigkeit.

*

*

*

Eben jenes Christentum, dessen Eintritt in die Geschichte uns die Urschriften aufschließen, hat seitdem einen langen Weg durch die Zeiten und Räume der Weltgeschichte zurückgelegt. Die Eigenart, die seinen Anfängen eignete, unter anderem die Spannweite, die Geschlossenheit, die Unveränderlichkeit, die Anpassungsfähigkeit, sie beleuchten gleich Scheinwerfern seine künftigen Geschehnisse, beleuchten auch in diesen späteren Zeiten das Problem des Synkretismus, wenn von einem solchen gesprochen werden kann.

Das Zeitalter, das nach den Märtyrern benannt wird, ist ein Gegner, ein Gegner auf Tod und Leben, des Synkretismus. Da standen auf der einen Seite die, welche am Kaiserkult sich zu beteiligen keine Schwierigkeit fanden, mochten sie daneben mehrere Religionen haben oder bloß eine oder gar keine, die Vertreter des Synkretismus. Sie sagten: Was liegt denn daran, ein paar Weihrauchkörner zu opfern und zu sagen: Herr, Gott, Kaiser! Auf der andern Seite standen diejenigen, die mit der stehenden Begründung „Ich bin Christ!“ sich dessen weigerten und um dieser Weigerung willen qualvollen Tod erlitten. Ihr Bekenntnis war der Ausdruck ihrer Seelenüberzeugung. Es war der Ausdruck für ihre persönliche Zugehörigkeit zu Christus und ihre Zugehörigkeit zum sozialen Körper der „Christianoi“. Diese Zugehörigkeit schloß aber jede andere seelische und religiöse Zugehörigkeit aus; mit der Standhaftigkeit der christlichen Überzeugung erwies sich das Gewissen als Großmacht.

Blicken wir in fernere Zeiten, so gewahren wir, wie die Großkirche inmitten einer Fülle von synkretistischen Schriften, den Apokryphen, an der geschlossenen Einheit ihrer echten Evangelien, ihres Kanons der heiligen

Schriften festhält; inmitten einer Fülle von Irrlehren an der geschlossenen Einheit ihres *credo*; inmitten zahlreicher Spaltungen an der geschlossenen Einheit ihres sozialen Gefüges. Die Irrlehren sind die eigentlichen Vertreter des Synkretismus, der das Christentum weltlicher Weisheit und den Zeitströmungen anpassen wollte, statt was an wirklichen Werten da vorhanden sein mochte, dem Christentum so anzupassen, daß dieses die Norm blieb. Der Kampf wider die Irrlehren ist ein im Namen der geschlossenen Einheit und Unveränderlichkeit geführter Kampf wider den Synkretismus; die dogmatischen Entscheidungen der Konzilien sind die Bollwerke jener Einheit und Unveränderlichkeit.

Und doch zeigt sich im nämlichen Zeitraum wie in den folgenden auch die Spannweite und die Anpassungsfähigkeit des Christentums, zeigt sich in der Verwendung griechischer Philosophie und griechischer Sprachkunst, wie in der des römischen Rechts im allgemeinen, des Verwaltungsrechts, des Genossenschaftsrechts im besondern, und auf andern Gebieten antiken Kulturlebens. Und immer von neuem drängt sich die Einsicht auf, daß es seinesgleichen nicht hat, das unvergleichliche Christentum, daß es als absolutes Religionsideal sich darstellt und deshalb nicht bloß vergleichsweise, sondern schlechthin unvergleichlich erscheint.

Nicht bloß was das Christentum leistete, auch was es nicht leistete, begreift man aus dem Heilsplan und der Heilsgeschichte, aus der Anlage und den Anfängen des Christentums. Man begreift es aus der Tatsache, daß die menschliche Natur und alle ihre Elementarkräfte als mitwirkende Ursachen in die gesamte Heilsgeschichte einbezogen sind; die individuellen Elementarkräfte des Verstandes und freien Willens nach ihrer persönlichen Eigenart wie der kollektiven Besonderheit nationaler Begabung, die sozialen Elementarkräfte: Familie, Genossenschaftswesen, Volk und Staat. Diese Tatsache mußte in ihrer ungemein großen Tragweite gewürdigt werden. Doch öffnet dieser Gesichtspunkt neue Durchblicke und Fernsichten, die hier nicht weiter erörtert werden können. Das Nachdenken darüber kommt eben an kein Ende, ist ein nie versiegender Strom. Indes dünkt uns aller geschichtlichen Erkenntnis höchste Einsicht und letztes Wort in diesem Bekenntnis zu liegen: unvergleichliches Christentum.

Robert von Rostk-Rienel S. J.